



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

der comes Syriae im Rat erschienen sei, um über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen, hätten sie alle stumm dageessen, ja viele hätten sich hinter den Rücken ihrer Vordermänner verkrochen, weil sie sich schon fürchteten, von dem Gewaltigen gesehen zu werden. So seien sie zu Sklaven herabgesunken. Es sei ja ganz schön, daß sie der Stadt dienten, indem sie die Bäder heizten, Pferde zum Wettrennen und Bären zu den Tierhegen lieferten, aber die wichtigste Liturgie bleibe doch das verständige Nachdenken über das, was dem Wohle der Stadt diene, und das offene Aussprechen dessen, was man gefunden habe. Dazu gehöre nun freilich auch die Gewöhnung an ernste Beschäftigung, aber dieses verweichlichte und vergnügungssüchtige Geschlecht rühre eher Giftschlangen an als Bücher.

Einem solchen Volke war eben nicht mehr zu helfen, auch nicht durch das Christentum, dessen Vertreter seit Konstantins Zeit in weit höherm Grade als die Rhetoren Parlament und Presse ersetzten; die Synoden waren sogar schon Parlamente, und ein neuerer Historiker entrüstet sich über die „staatsgefährliche Frechheit,“ mit der Johannes Chrysostomus als Patriarch von Konstantinopel in seinen Predigten an der Regierung Kritik übte. Von dieser Thätigkeit der christlichen Bischöfe hat Vibanius wohlweislich geschwiegen, aber die Eifersucht auf sie mag nicht wenig dazu beigetragen haben, seinen eignen Eifer für die Verbesserung der öffentlichen Zustände zu spornen, wie andrerseits auch das Vorbild des Meisters ohne Zweifel von heilsamem Einfluß auf Chrysostomus gewesen ist.



## Litteratur

Reden und Vorträge von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1901. VIII und 278 Seiten

Wer noch nicht weiß, aber wissen will, was die moderne Philologie, die Wissenschaft vom klassischen Altertum wirklich ist, und wie ein geistvoller Philolog von dieser Wissenschaft aus heute die Welt ansieht, der erfährt das am besten aus diesen Reden und Aufsätzen, die in den Jahren 1877 bis 1900 entstanden und bis auf die letzten vier einzelnen interessanten Fragen gewidmeten Beiträge (Der Zeus von Olympia, Die Locke der Berenike, Aus ägyptischen Gräbern, An den Quellen des Ektumnus) alle schon gedruckt, aber einem größern Leserkreis unzugänglich geblieben sind. Die klassische Philologie hat die Aufgabe, das Leben der beiden klassischen Völker, vor allem das der Griechen, die griechische Kultur, die mit der antiken so ziemlich zusammenfällt und von den Römern nur dem Abendlande vermittelt worden ist, die die Grundlage unsrer Kultur bildet, und mit der diese deshalb in beständigem Zusammenhang erhalten werden muß, in allen ihren Äußerungen als ein Ganzes zu erforschen und darzustellen, und sie hat dieses Ziel für ihr Gebiet Jahrzehnte eher erkannt und verfolgt, bevor die modernste Richtung der Geschichtschreibung es als etwas ganz neues verkündete. Mit seiner philologischen Kenntnis aber verbindet Wilamowitz einen weiten und freien Blick für alle geschichtliche Entwicklung überhaupt, und so hoch er die Kultur der Griechen einschätzt, so tief durchdrungen er ist von ihrer grundlegenden und unvergleichlichen Bedeutung, so begeistert er sie darum schildert, klassisch, vorbildlich in dem alten Sinne unsrer klassischen Dichter und des Neuhumanismus ist sie ihm keineswegs, er faßt sie durchaus historisch auf, wie jede andre Erscheinung der Weltgeschichte. Darin liegt der Unterschied zwischen

diesen Auffäßen und den stark idealisierenden Reden von Ernst Curtius, die man wohl philologische Predigten genannt hat. Wo Wilamowitz als Festredner auftritt, da schlägt er auch den vollen Ton patriotischer Begeisterung an, ohne doch jemals in absprechenden „nationalistischen“ Dünkel zu verfallen, und gehoben ist seine kraftvolle, meist in kurzen, einfachen Sätzen aufgebaute Sprache fast immer. Voraus geht ein Aussatz: „Was ist Übersetzen?“, die etwas erweiterte Vorrede zu seiner größern Ausgabe des Euripideischen Hippolytos (1891). Übersetzen aus einer fremden Sprache in die eigne kann nach Wilamowitz nur der, der auch das Umgekehrte vermag, eine hochgespannte, mehr aus dem Gefühl eigner bewährter Kraft hervorgegangne als sachlich begründete Forderung. Übersetzen aber heißt nicht, die Kunstform des zu übersetzenden Stücks, also etwa die Versart, nachahmen, sondern dieses Stück in der Form wiedergeben, d. h. nachdichten, die es in der Sprache und Kunst des Volks haben würde, dem es verständlich gemacht werden soll, was freilich voraussetzt, daß dieses Volk einen selbständigen Kunststil für den Ausdruck der verschiedenen Töne und Stimmungen schon gefunden hat. Er will also trotz Goethe von einer deutschen Nachbildung der antiken Vers- und Strophenformen nichts wissen. Darum übersetzt er ein Stück Ilias in mittelhochdeutsche Nibelungenstrophen, ein Stück Nibelungenlied in homerische Hexameter (wodurch beiläufig der Mangel an plastischer Bildlichkeit noch viel deutlicher hervortritt als im deutschen Original), das Goethische Lied „Über allen Gipfeln“ in eine sapphische Strophe und in ein Epigramm, dagegen die Trimeter der Goethischen Pandora in griechische Trimeter. — Den Kern der Sammlung machen fünf Festreden aus: Von des attischen Reichs Herrlichkeit 1877, Basilea 1885, Weltperioden 1897, Volk, Staat, Sprache 1898, Neujahr 1900 zum Jahrhundertwechsel. Von dem reichen, immer fesselnden, zuweilen hinreißenden Inhalt lassen sich hier nur Andeutungen geben. Die erste Rede ist eine ebenso lebendige und schwungvolle wie knappe Schilderung des ersten attischen Seebundes, des ersten und jedenfalls ernstesten Versuchs, die Griechen unter athentischer Führung zu einigen, dessen tragisches Mißlingen die politische Kraft des Volks für immer zerbrach. („Das höchste Sinnen gab dem reinsten Mut Gewicht, wollte Herrliches gewinnen, aber es gelang ihm nicht.“) In der „Basilea“ zeigt Wilamowitz, an die Thatfache anknüpfend, daß das politische Verständniß für die griechische Geschichte sehr spät, eigentlich erst mit R. Böckh, begonnen habe, obwohl sie nach Treitschke für die Staatswissenschaft nicht weniger Ausbeute gewährt als für Pitteratur und Kunstgeschichte, wie nach dem Untergange des attischen Reichs in Griechenland der monarchische Gedanke theoretisch durch die Rhetorik und Philosophie, praktisch durch die Tyrannis immer stärker in den Vordergrund getreten sei und somit den Sieg des makedonischen Königtums kräftig vorbereitet habe, das nun freilich den patriotischen Griechen wie Demosthenes nicht wohl als ein nationales habe erscheinen können, weil die Makedonier den Griechen zwar nahe verwandt, aber in den Grundlagen ihres Staatslebens von ihnen völlig verschieden gewesen seien, das aber mit merkwürdigem Scharfblick schon von Friedrich dem Großen dem preußischen und piemontesischen Königtum in seiner Bedeutung des einen für Deutschland, des andern für Italien an die Seite gestellt worden sei. Beiläufig findet sich dieses Gefühl innerer Verwandtschaft zwischen Makedonien und Preußen damals keineswegs beim König allein, sondern auch bei den gleichzeitigen Dichtern der sogenannten preußischen Schule, bei E. von Kleist im Cissides und Paches, bei Lessing im Philotas.

Die Rede über „Weltperioden“ verwirft zunächst den Gedanken eines unendlichen, wengleich zuweilen gestörten Fortschritts der Menschheit als dünnkelhafte Meinung selbstzufriedner Halbbildung, die aller geschichtlichen Erfahrung widerspreche, vor allem schon durch den Untergang der antiken Kultur gründlich widerlegt werde. Dann führt sie aus, daß die Weltgeschichte in großen Perioden ver-

laufe, ohne daß man von einem durchgängigen Fortschritte der einen gegenüber der andern reden dürfe. Von diesem Standpunkt aus charakterisiert der Verfasser das klassische Altertum nach allen seinen Seiten und in seinen Entwicklungsstufen, deren Parallele mit der Entwicklung der modernen Völker er zugleich geistvoll nachweist. Die antike Welt aber ging innerlich nicht durch die Barbaren zu Grunde, sondern an einer ungeheuern Umwandlung der Weltanschauung um etwa 300 v. Chr.; „sie begrub die alten Ideale nicht wie die Leiche des Erblassers, sie warf sie von sich wie ein verschliffenes Kleid,“ und indem sich bald nachher der römische Occident politisch vom griechischen Orient trennte, verfiel er der Barbarei. Einen kurzen Abschnitt der deutschen Geschichte behandelt in ähnlicher Weise, alle ihre Gebiete umspannend und alle die in ihm wirksamen Kräfte gerecht und scharfsinnig abwägend, die Neujahrsrede von 1900, nämlich das neunzehnte Jahrhundert; aber er beginnt dieses mit der französischen Revolution von 1789 und schließt es — sehr richtig — mit dem Tode Kaiser Wilhelms I. 1888 ab. Vielleicht am weitesten zieht den Kreis der Betrachtung trotz ihrer Kürze die großartige Rede zum Kaisergeburtstage 1898 „Volk, Staat, Sprache.“ Auch hier tritt Wilamowitz weitverbreiteten Meinungen scharf entgegen. Die Sprache allein schafft noch kein Volk, Staat und Volk sind zweierlei, und die Volksindividualität allein giebt noch kein Recht auf staatliche Selbständigkeit; dieses Recht gewährt nur eine selbständige, individuelle Kultur. Vollendet also — so muß man ergänzen — wird die Ausbildung einer Nationalität erst durch den nationalen Staat. Es hat große geschichtliche Perioden gegeben, wo die Nationalität gegenüber universalen Mächten, wie dem Kaisertum und der Kirche im Abendlande, dem Islam im Morgenlande gar nichts bedeutete; aber durch den Mangel an staatlicher Selbständigkeit und selbst mit dem Verlust der Sprache geht die Volksart keineswegs immer zu Grunde; vielmehr haben Iberer, Kelten, Illyrier, unarische Kleinasiaten die Kultur der Länder, in die sie aufgingen, aufs stärkste beeinflusst. Die Juden leben noch heute als eine geschlossene Gruppe der semitischen Rasse fort, obwohl sie seit Jahrtausenden niemals einen Staat gebildet und ihre heimische Sprache längst mit den Sprachen der Völker, unter denen sie sich niedergelassen haben, vertauscht haben, und wieder die Griechen haben, jahrhundertlang ohne eignen Staat, ihre Sprache, Volksart und Kultur behauptet, die auch heute weit über die engen Grenzen des Königreichs Hellas hinausreichen und von dessen Schicksalen nicht abhängig sind. Ein Volk seiner Muttersprache zu entwöhnen und ihm dafür eine fremde zu geben, kann nur einer überlegnen Kultur, niemals der Staatsgewalt gelingen. So hat Rom den Westen romanisiert, freilich erst, nachdem es die widerstrebenden Völker gewaltsam niedergedrückt hatte, und diese Kultur war deshalb „keine lebendige Kultur,“ sondern gab nur eine formelle Schulung durch die Rhetorik. Dagegen haben die hellenistischen Könige des Ostens nach Alexanders des Großen Grundsätzen die Völker zwar ihrer monarchischen Herrschaft, aber nicht der Herrschaft ihrer Rasse unterworfen; hellenisiert wurden sie lediglich durch die ungeheure Überlegenheit der hellenischen Kultur, die überall von autonomen griechischen Stadtgemeinden vertreten wurde. Wir Deutschen sollen uns deshalb freuen über jede neue wirklich selbständige und wertvolle Kultur an unsern Grenzen wie über die dänische und die russische. Aber die Geschichte kennt kein Existenzrecht eines kulturlosen Volks oder seiner Sprache. Ist ein solches von einer höhern Kultur abhängig geworden, so gehört es auch in Wahrheit dem Volkstum an, dessen Kultur es beherrscht; den notwendigen völligen Aufsaugungsprozeß soll man von oben vorsichtig fördern, „gewaltsame Haft wird ihn nur hemmen oder gar Rückbildungen hervorrufen.“ Ein Wort für unsre liberalen Polenfreier. „Wer diese (deutsche) Kultur bewußt oder unbewußt als Lebenselement in seiner Seele trägt, der ist ein Deutscher; Rasse, Sprache, Staatsangehörigkeit sind alle nicht entscheidend.“ Das Wesen und die Aufgaben der Philologie in der Gegenwart (Herrschaft über die Sprache, geschicht-

liches Verständnis, Übersicht über die Gesamtentwicklung, Anleitung zur eignen Arbeit) bestimmt Wilamowitz vor allem in der Göttinger Prorektoratsrede von 1892: „Philologie und Schulreform.“ Sie hat damals unter den Gymnasialphilologen viel Staub aufgewirbelt mit ihrer Behauptung, die Zukunft der Philologie hänge keineswegs von den höhern Schulen ab, und die Existenzberechtigung der Universitätsphilologen nicht von der Ausbildung der Gymnasiallehrer, so wenig etwa wie die der Orientalisten. Das klang vielen sehr geringschätzig und ist zwar richtig, aber nicht vollständig. Denn die Rolle der klassischen Bildung in unserm nationalen Leben, die Entscheidung der Frage, ob sie ihre Stellung behaupten soll oder nicht, die hängt allerdings nicht von den Universitäten ab, sondern von den Gymnasien (die beiläufig den Ausdruck „höhere Knabenschulen“ nicht annehmen können, weil in ihren oberen Klassen keine „Knaben“ mehr sitzen). Auch damals aber hat Wilamowitz seine Sympathien für die Gymnasien ausgedrückt und der „Reform“ von 1892, für die kein Philologe von Beruf um seine Meinung gefragt worden sei, ein schlechtes Prognostikon gestellt, das vollkommen eingetroffen ist; jetzt spricht er in der Vorrede mit warmer Anerkennung von seinen alten Pfortner Lehrern, denen er mehr zu verdanken bekennt als allen seinen akademischen Lehrern zusammengenommen, und von dem „herrlichen“ Berufe des Lehrers, besonders in den obersten Klassen der Gymnasien. Vor allem ist er in der Berliner Pfingstkonferenz wie in seiner für diese bestimmten Denkschrift so energisch für die Gymnasien eingetreten, daß diese in ihm einen wertvollen Bundesgenossen begrüßen dürfen. \*



### Schwarzes Brett

Von Zeit zu Zeit erscheinen ganz neue stilistische Dummheiten und Unrichtigkeiten. Bei der thörichten Oberflächlichkeit vieler — auch angeblich gebildeter — Menschen verbreiten sich solche Sprachschneider wie eine Epidemie. Es giebt Leute, die solche von ihrer Zeitung einigemal wiederholte Sprachwidrigkeiten sofort für Mode oder für modern halten und sich dann förmliche Mühe geben, sich solche falschen und dummen Wendungen anzueignen.

Durch die Zeitungen gingen vor kurzem die Berichte über den Königer Meineidsprozeß gegen Moritz Levy. Nebenbei gesagt, eine der traurigsten Illustrationen der durch den fanatischen und agitatorischen Antisemitismus gezeitigten Zustände. Dafür kann man ein offenes Auge auch dann haben, wenn man durchaus nicht für die Juden und ihr Treiben schwärmt.

In diesen Prozeßberichten wird von drei oder vier Zeugen hintereinander berichtet, die gesagt haben sollen: „Ich kann mich auf diese oder jene Thatsache nicht mehr erinnern.“ Es ist ganz unwahrscheinlich, daß die Zeugen sich wirklich so ausgedrückt haben. Denn der Deutsche, wenn er richtig und natürlich spricht, erinnert sich nicht auf etwas, sondern an etwas. Man sagt richtig: „Ich kann mich auf dies oder das nicht mehr besinnen.“ Ganz verkehrt aber ist es, diese verschiedene Konstruktion der Zeitwörter sich besinnen und sich erinnern willkürlich miteinander zu verwechseln und zu vertauschen. Das ist einfach eine ganz unstatthafte Reporterunart, die wir Deutschen uns nicht gefallen lassen dürfen und wollen. Vollends unsinnig ist dann noch die immer wiederkehrende intransitive Wendung: „Ich erinnere nicht“ oder: „darauf erinnere ich nicht.“ Sehr traurig wäre es, wenn wirklich der Gerichtsvorfisende diese Notzüchtigung unsrer Sprache aufgenommen und bei der weitem Befragung des Zeugen dessen Sprachfehler beibehalten und wiederholt haben sollte. Es mag ja wohl von der Redaktion einer täglich erscheinenden großen Zeitung kaum verlangt werden können, daß sie derartige Sprachsünden der ihr zugehenden Reporterberichte vor dem Abdruck corrigieren und ausmerzen soll. Desto schärfer aber muß sich das gebildete deutsche Publikum gegen ein derartiges schludriges Umgehn mangelhaft gebildeter und unverständlicher Reporter mit unsrer Sprache verwahren und es verdientermaßen brandmarken, damit nicht solche Sprachdummheiten in noch größerer Zahl gäng und gäbe werden, als sie es leider ohnehin schon sind.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig